

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

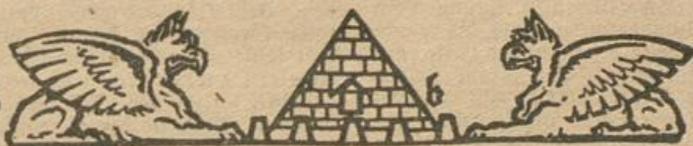
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

7.6.1931 (No. 23)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No. 23



7. Juni 1931

Karl Widmer / Geschichten aus dem alten Karlsruhe

Der Aufstieg des Hauses Hochberg.

1.

Im Jahr 1783 verlor Karl Friedrich seine erste Gemahlin, Karoline Luise, durch einen unerwartet frühen Tod. Die Frau, die jetzt am Karlsruher Hof die erste Rolle spielte, war die Markgräfin Amalie, die Gattin von Karl Friedrichs ältestem Sohn Karl Ludwig. Das Ansehen, das sie als Gemahlin des Erbprinzen und, als dieser 1801 auf einer Reise in Schweden verunglückte, auch noch als Mutter des künftigen Thronerben (des späteren Großherzogs Karl) genoss, wurde noch durch die glänzenden Heiraten ihrer Töchter gehoben; unter diesen war vor allem ihre Tochter Elisabeth als Gemahlin Kaiser Alexanders I. von Rußland zum höchsten Rang europäischer Fürstinnen aufgestiegen. Durch den Tod der Karoline Luise war die Markgräfin Rangälteste am Karlsruher Hof geworden und wachte seitdem mit eiferfüchtigem Ehrgeiz darüber, daß ihr diese Stellung von keiner Rivalin streitig gemacht wurde.

Eine Gefahr, mit der sie dabei jederzeit rechnen mußte, war eine zweite Heirat Karl Friedrichs: einer Fürstin hätte sie natürlich ihren Platz als Erste am Hof wieder räumen müssen. Zu ihrem Glück dachte aber Karl Friedrich selbst nicht an die Wahl einer ebenbürtigen Gattin. Er wollte die Kosten einer standesgemäßen Ehe aus gut gemeinter Sparsamkeit vermeiden. Dafür wollte er seine künftige Lebensgefährtin diesmal ganz nach dem Wunsch seines für weibliche Reize noch immer sehr empfänglichen Herzens wählen. Von einer Mesalliance aber hatte die Markgräfin für ihre eigene Stellung nichts zu fürchten. Darin gingen also die Interessen der beiden Hand in Hand. Unter den Hofdamen der Markgräfin war damals eine junge Adelige, ein Fräulein Geyer von Geyersberg. Auf diese richteten sich jetzt die Augen des heiratslustigen Fürsten. Sie stand bei der Markgräfin, die ihre Patin war, in besonderer Gunst. Ob sie auch diese Ehe gestiftet hat, weiß man zwar nicht. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die Markgräfin, ohne deren Wissen und Willen am Karlsruher Hof nichts geschah, nicht auch beim Zustandekommen dieser Heirat ihre Hand im Spiel hatte.

Die Familie der Ritter von Geyer stammte aus Niederösterreich und führte ursprünglich den bürgerlichen Namen Geiger; die Blotne in ihrem Wappen stammt daher.¹⁾ Kaiser Rudolf II. verlieh 1595 einem Walter Geiger für seine Verdienste, die er sich als Feldpostmeister im Türkenkriege erworben hatte, den erblichen Reichsadler. Kaiser Ferdinand II. fügte dazu das Prädikat „von Geyersberg“, woraus durch Anpassung der feudalen klingende Name Geyer von Geyersberg entstanden ist.

Später traten die Geyer zum Protestantismus über und wanderten deshalb nach Thüringen aus. Das Geschlecht begegnet

¹⁾ Georg Humboldt. „Die Geyer von Geyersberg“ in der Zeitschr. für Geschichte des Oberrheins. Neue Folge, Band 40.

uns wieder in Württemberg mit Christian Heinrich Geyer von Geyersberg, der 1750 in Stuttgart als herzoglicher Geheimrat und Kammerherr starb. Dessen Sohn Heinrich trat unter Karl Friedrich in baden-durlachische Dienste. Er verheiratete sich als badischer Hauptmann 1756 mit Maximiliane Christiniane, einer geborenen Gräfin von Sponeck aus Stuttgart. Sie ist die Ahnfrau der Hochbergischen Linie des Hauses Zähringen. Ihr Gatte starb schon 1772 als badischer Kammerjunker und Obristleutnant in Durlach. Sie selbst aber erlebte noch den Aufstieg ihres Geschlechts. Sie starb 1804. Das Grabmal auf dem alten Karlsruher Friedhof, das ihr ihre Tochter als Gräfin von Hochberg errichten ließ, ist das älteste Denkmal von dem Glanze ihres Hauses.²⁾

Aus der Ehe waren zwei Kinder hervorgegangen: ein Sohn Maximilian, der schon 1808 starb, und eine Tochter, die 1768 geborene Luise Karoline. Sie ist das Ehrenfräulein und Patentkind der Markgräfin Amalie, das vom Schicksal zur zweiten Gattin Karl Friedrichs bestimmt war.

Fräulein Luise von Geyersberg stand also in ihrem neunzehnten Lebensjahr, als die Ehe 1787 geschlossen wurde. Vonseiten Karl Friedrich war es eine reine Liebesheirat. Er hatte in ihr gerade die Frau gefunden, wie er sie sich zur Verschönerung seiner künftigen Lebensstage wünschte: jung, blühend, heiter, liebenswürdig und für Liebe empfänglich. Von Erscheinung war sie mehr interessant als schön, eine üppige Brünette von vollen Formen und auffallenden Gesichtszügen, denen die großen dunkeln Augen, das schwarze Haar und die kräftige Nase etwas Fremdländisches, fast Orientalisches gaben.³⁾

Ein sittlich gefestigter Charakter war sie nicht. Im Grunde gutmütig und weichherzig, aber von heftigen Temperamentsausbrüchen beherrscht, verlor sie, wenn sie Enttäuschungen erlebte, allen Halt und konnte dann wirklich bössartig werden. Als eine Eigenschaft, die mit Karl Friedrichs Absichten wenig im Einklang stand, hatte sie von ihrer Mutter die Verschwendungssucht geerbt. Der schönste Zug in dem zwischen Licht und Schatten schwankenden Bild ihres Charakters ist ihre große Liebe zu ihren Kindern.

Geistig stand sie natürlich nicht auf der hohen Stufe künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung wie Karl Friedrichs erste Gemahlin, die Markgräfin Karoline Luise. Was sie als Mädchen

²⁾ Es steht an der Mauer neben der Gruftkammer und ist an der Figur des nackten geflügelten Genies leicht zu erkennen. Der Entwurf ist von Hofbildhauer Kaiser.

³⁾ Dabei mag auch das angeblich „Jüdische“ kommen, das man später bei ihren Enkelkindern, dem Prinzen Karl und der Prinzessin Cécile entdeckt haben wollte.

In dem Erziehungsinstitut des Fabeldichters Pffel in Kolmar gelernt hatte, wird ihren Kopf nicht allzu sehr beschwert haben. Wie ihr Sohn, der Markgraf Wilhelm, in seinen „Denkwürdigkeiten“ erzählt, mußte sie sich das Konzept für ihre französischen Briefe von ihrem Bruder schreiben lassen. Dafür wußte sie, wie sie später bewiesen hat, den Wert einer sorgfältigen Erziehung bei ihren Kindern wohl zu schätzen. Auch war sie selbst nicht ohne geistige Interessen. In ihrem Kreis gehörte der Botaniker Omeilin und der Architekt Weinbrenner. Für Weinbrenners Kunst hatte sie volles Verständnis. Als dieser im Jahr 1800 einen sehr verlockenden Ruf nach Hannover erhielt, setzte sie sich persönlich dafür ein, daß er seinem karlsruher Wirkungskreis erhalten blieb. Weinbrenner begleitete auch später ihren ältesten Sohn Leopold auf seiner italienischen Reise als künstlerischer Mentor.

Daß ihre Ehe mit Karl Friedrich glücklich war, darf ihr als ihr persönliches Verdienst angerechnet werden. Seine „Madame Sansjoui“, wie er sie in guter Laune zu nennen pflegte, erheiterte ihm seinen Lebensabend; in den Gebrechen des höchsten Alters wurde sie ihm auch eine gewissenhafte Pflegerin.

Daß sie dabei auch ihren eigenen Vorteil nicht vergaß, ist selbstverständlich. Sie soll der Heirat mit dem Fürsten eine Jugendliebe geopfert haben und war von vorn herein entschlossen, sich nicht mit der Rolle einer zur linken Hand angetrauten Geliebten zu begnügen. Für Politik als solche interessierte sie sich nicht. Wenn sie sich jetzt in politische Dinge einmischte, so verfolgte sie dabei die rein menschlichen Interessen ihrer Person und ihrer Familie. Karl Friedrich hatte ihr bei der Eheschließung nur eine bescheidene Apanage und das Schloß und Gut Bauischloß zugestanden. Später — nach ihrer Standeserhöhung zur Reichsgräfin — fügte er dazu auch die herrschaftlichen Besitzungen in Rothenfels und Frauenalb. Damit wurde u. a. auch die Tuchfabrik, die Karl Friedrich 1777 in Franentalb gegründet hatte, als „Reichsgräfliche Manufaktur“ ihr Eigentum. Bei ihrem Leichtsinn in Geldsachen, wobei auch ihre Gutmütigkeit von andern gründlich ausgenützt wurde, genügte aber dies alles nicht. Sie lag ihrem Gemahl, dessen gewohnte Sparsamkeit ihr gegenüber nicht standhielt, mit immer neuen Bitten um Hilfe in den Ohren. Dabei geriet sie trotz Karl Friedrichs Freigebigkeit von Jahr zu Jahr tiefer in die Schulden.

Ueber ihre eigenen Sorgen und Wünsche ging ihr aber doch das Interesse an der Zukunft ihrer Kinder. 1790 war ihr ältester Sohn, der spätere Großherzog Leopold geboren; 1792 folgte ein zweiter Sohn Wilhelm. 1795 eine Tochter Amalie (die sich später mit dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg vermählte); 1796 kam ihr jüngster Sohn Maximilian zur Welt. Das traurige Schicksal, das die männliche Nachkommenschaft aus Karl Friedrichs erster Ehe früh dahinraffte, blieb ihren Söhnen erspart. Dafür fehlte ihnen aber die Ebenbürtigkeit und der gesetzliche Anspruch auf den Thron. Ihnen dies zu verschaffen, wurde für ihre Mutter jetzt zum Hauptziel ihres Lebens, das sie mit der ganzen Leidenschaft ihres weiblichen Ehrgeizes verfolgte.

Im Heiratsvertrag hatte Karl Friedrich die Rechte und die Stellung seiner künftigen Gemahlin und ihrer Kinder genau geregelt. Sie selbst wurde nach einem Untertitel des badischen Fürstenhauses zur Freifrau von Hochberg ernannt; ihren Söhnen wurde schon jetzt die Verleihung des Thronfolgerechts in Aussicht gestellt für den Fall, daß der Mannestamm Karl Friedrichs aus seiner ersten Ehe einmal aussterben sollte. Vor der Geburt ihres dritten Sohnes hatte ihr Karl Friedrich 1796 dieses Versprechen durch ein Testament bestätigt. Zugleich wurde sie durch Kaiser Franz II. in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben. Auch der 1801 erfolgte Tod des Erbprinzen Karl Ludwig brachte sie der Erfüllung ihrer Hoffnungen wieder einen Schritt näher. Vorerst aber galt es durchzusetzen, daß das Thronfolgerecht auch

von den europäischen Großmächten anerkannt und dadurch für alle Zukunft gesichert wurde. Damit begannen sich die Angelegenheiten der Gräfin Hochberg mit den großen politischen Ereignissen zu verflechten, durch welche Baden in den Wirbel der französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege hineingezogen wurde.

Als Napoleon Herr über das Schicksal Badens wurde, schloß sie sich deshalb der Bonapartistischen Partei am Karlsruher Hof an. Um Napoleons Gunst zu gewinnen, betrieb sie die Verheiratung des Erbprinzen Karl mit Stephanie Beauharnais. Dadurch erweiterte sie sich allerdings mit ihrer alten Gönnerin, der Markgräfin Amalie, die eine Hauptgegnerin des napoleonischen Heiratsplanes war. Dafür gewann sie einen Verbündeten in dem Markgrafen Ludwig (dem späteren Großherzog). Diesen hatte hauptsächlich die Hoffnung, dadurch die Schulden, die er im preussischen Militärdienst unter Friedrich Wilhelm II. gemacht hatte, loszuwerden, in das napoleonische Lager getrieben. Ludwig war der Lieblingssohn Karl Friedrichs. Er wurde von ihm zum Kriegsminister und zum Leiter der Finanzen und Domänen ernannt. Er und die Gräfin Hochberg bekamen jetzt einen um so stärkeren Einfluß auf den Fürsten, je mehr dessen Geisteskräfte durch das zunehmende Alter geschwächt wurden.

Dagegen hatte die Gräfin Hochberg bei Napoleon wenig Glück. Während in Paris die Hochzeit von Karl und Stephanie gefeiert wurde, hatte sie sich vergebens bemüht, auch ihre eigenen Angelegenheiten am Pariser Hof zu fördern. Napoleon war durch seinen Karlsruher Gesandten wohl unterrichtet, was für eine Gefahr die ewigen Geldforderungen der Gräfin bei der Nachgiebigkeit des altersschwachen Karl Friedrich und der Gefälligkeit des Markgrafen Ludwig für die badischen Finanzen bedeuteten. Als dem Protektor des Rheinbundes und Schwiegervater des künftigen Großherzogs konnte ihm dies nicht gleichgültig sein und er traf seine Gegenmaßregeln. Markgraf Ludwig mußte von seinen Ämtern zurücktreten und wurde in die Verbannung nach Salem geschickt. Und die Schulden der Gräfin Hochberg blieben unbezahlt. Auch in der Thronfolgefrage war Napoleon zu keinem entscheidenden Schritt zu bewegen. Indessen verging die Zeit und das Lebensende Karl Friedrichs rückte in immer bedrohlichere Nähe.

In ihrer Ungeduld verfiel die Gräfin Hochberg auf einen abenteuerlichen Plan, der ihr mit einem Schlag die Erfüllung aller ihrer Wünsche bringen sollte. Es war ein Staatsstreich, durch den die Minister gestürzt und durch neue, ihr ergebene Männer ersetzt werden sollten. Zugleich sollte Baden eine Verfassung erhalten. Von Karl Friedrich hatte man keinen ernstlichen Widerstand zu befürchten. Napoleons Wohlwollen hoffte man dadurch zu gewinnen, daß man die neue Verfassung nach französischem Muster der von ihm eingeführten westfälischen und polnischen anpasse. Erbprinz Karl bekam aber von der Sache rechtzeitig Wind. So wurde der Staatsstreich verhindert und der Leiter der Intrigue, ein gewisser Herr von Sternhann, der damals Kurdirektor in Baden-Baden war, wanderte auf die Festung nach der Burg Dilsberg.

Die Gräfin von Hochberg war schwer kompromittiert, obgleich ihr Name in den Akten nicht genannt wurde. Unmittelbar darauf erließen die Schuldenpragmatik von 1808, wonach Schulden der Gemahlin des Fürsten nicht als Landesschulden betrachtet werden durften. Wer gemeint war, brauchte nicht gesagt zu werden. Der Schlag traf sie um so schwerer, weil damals auch Karl Friedrich sich wegen seiner Altersschwäche von den Staatsgeschäften zurückzog und diese nun zum größten Teil in die Hände des ihr wenig geneigten Thronfolgers übergingen. Die letzte Rücksicht aber, die man auf sie als die Gemahlin des regierenden Fürsten noch immer nehmen mußte, fiel, als 1811 Karl Friedrich starb und Erbprinz Karl den badischen Thron bestieg. Ihre Rolle am Karlsruher Hof war jetzt ausgespielt. (Schluß folgt.)

Emil Kast / Nibelungenwanderungen im hessisch-badischen Odenwald und ostwärts bis ins Ungarland

Dieser Aufsatz will zur Lektüre einer ganz ausgezeichneten Broschüre anregen, die der Gießener Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Robert Sommer 1929 im Selbstverlag hat erscheinen lassen: „Die Nibelungenwege von Worms über Wien zur Eichelburg, ein deutsches Wanderbuch mit 36 Abbildungen“; eine Veröffentlichung, die nicht nur jeden Dichtungs- und Geschichtsfreund, sondern ganz vorzüglich auch eine wanderfrohe Jugend angeht als ein sozusagen zum Nachprüfen ermunternder, topographisch-kulturgeschichtlicher Kommentar des gesamten Nibelungenliedes. Das handliche Buch sollte in jeder Schul- und Volksbibliothek stehen.

Man hat oft gegenüber der Literatur- wie Geschichtswissenschaft den Einwand ihrer Weltfremdheit geltend machen zu müssen geglaubt, und es ist in unseren Tagen mehr denn je, Uebertreibungen wie immer abgerechnet, der Ruf nach der lebendigen Wissenschaft mit Recht laut geworden. Man kann sich also einer Leistung, die um ihrer selbst willen und abseits besessener Mode solcher Forderung ernstlich Genüge zu tun sucht, nur freuen. Und man ist zu dankbarer Bewunderung verpflichtet, ergibt sich, daß uns auf engstem Fachgebiet ein Nichtzünftiger Pfadweiser wird. Pfadweiser in des Wortes verwegener Bedeutung: spürt hier

doch ein Mediziner, weit herkommend von dem philologiefernen Gebiet der Rassenkunde und Bevölkerungsgeschichte, den geschichtlichen Grundlagen jener in irgendwelchem Sinne von jedem, auch dem bloß Dichtung genießenden Leser als außerordentlich, geschichtlich empfundenen Tragödie nach, deren Hauptträger die Burgunden zu Worms und der Hunne Hgel in Ungarn gewesen sind. Der Literaturhistoriker mag fragen: was kann das nützen zur Erkenntnis der künstlerischen, der menschlichen Welt dieses unvergänglichen Dokuments deutschen Geistes? Robert Sommer hat sich selbst diese Frage gestellt und mit hervorragend künstlerischem Feingefühl das Fazit gezogen: unmittelbar mag die Vereinerung dichterischen Nacherlebens gering sein, die Bemühung des Forschers geht mehr auf kultur- und verkehrsgeschichtliche Ergebnisse. Aber, so fahre ich fort, wenn sich herausstellt, daß der letzte Nibelungendichter ein ansehender, vielleicht wandernd erworbenes Wissen besaß, das Fundament für ein Dichtwerk seltenster Bedeutsamkeit wurde, so wäre damit eine nicht unwichtige Einsicht in eine im Goetheischen Sinne exakte Phantasie, in die Schaffensweise eines unbekannt großen mittelalterlichen Künstlers getan. Schon Andreas Heusler hat uns mit einer einzigartigen Untersuchung über „Nibelungenfage und Nibelungendichtung“ (wohl schon in

dritter Auflage erschienen) bedeutungsvolle Aufschlüsse über das künstlerische Schaffen eines mittelalterlichen Epikers erteilt. (Daß man dem Vasler Gelehrten allzu großen Rationalismus bei der Deutung des Auf- und Ausbaumorgangs vorwarf, zeigt nur, daß manche Germanisten zu ihrer eigenen Feindschaft gegenüber der angeblich zu gefühlbetonten modernen Literaturhistorie in Widerspruch geraten, denn Wissenschaft ist auch bei Gundolf, Strich, Rabler, Cyjarz, von Grolman etc. zum Unterschied von der schöpferischen Phantasie des schaffenden Künstlers immer noch ratio!) In bescheidenerem, Engeres berührendem Betracht tut das Robert Sommer auch, und die Germanisten wie Historiker werden schon einige Mühe aufwenden müssen, dieses an Ort und Stelle Durchforschte vom Schreibtisch aus auf die Stichhaltigkeit der einzelnen Deutungen zu prüfen.

Im linksrheinischen Worms ist der Dom das historische Zentrum des Nibelungenraums, der selbst als ein Bezirk innerhalb der halbkreisförmigen, später mittelalterlichen Wälle gedacht werden kann, und den ein breiter Abstand in südlicher Erstreckung für festliche Empfänge und Ritterspiele vom Rhein getrennt haben wird. Auf dem römisch besiedelten linken Stromufer kommt Siegfried vom niederrheinischen Kantons hierher, nachdem er sich das Nibelungenreich gewonnen hat, dessen räumliche Ausdehnung von Sommer mit dem Sachsenreich Widukinds in Beziehung gebracht wird. Im norddeutschen Hienland gewinnt Siegmunds Sohn Gunther die Braut; das Gefolge kehrt zu Pferd auf dem alten Nennweg (Mainweg?) von Köln über den Westerwald nach der Frankfurter zu südwärts zurück, sieht vom rechten Ufer der Ankunft des Paars Gunther-Brünnhilde auf dem Strom zu und setzt dann mangels einer Brücke auf Booten nach der linksrheinischen Siedlung über. Dieser Rheinübergang wird nicht weniger als viermal im Nibelungenlied ausdrücklich beansprucht. In diesen topographischen Zusammenhang gehört auch Utes Witwensich Vorich, jenseits des Weichnistsals am alten Weg von Worms zum Odenwald gelegen. In eben diesem Waldgebirge — und nicht wie andere schlossen, in dem Waldgebiet der vorgelagerten Niederung — ward Siegfried erschlagen, und zwar nach einer geradezu bestechend durchgeführten Ableitung Sommers an der Weichnistsquelle selbst, im Spechteshard, womit nicht das Mittelgebirge nördlich des Mains, sondern ein geologisch verwandtes, gleichnamiges eben hier geradewegs östlich von Worms bezeichnet ist.

Vier große Fahrten sind im Nibelungenlied inhaltlich bedeutungsvoll. Sommer ist ihren tatsächlichen Grundlagen, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten jahrelang nachgegangen, und diese seine Mitteilungen sind sorglich überdacht. Die erste Fahrt ist Rüdigers Werbereise von der Egelburg nach Worms. Ihr hat wohl der Weg zugrunde gelegen: Egelburg in Ungarn — Wien — Bechelaren — und dann ohne detaillierte Ortsbenennung westwärts. Umgekehrt fährt Kriemhild nach Osten; an der Donau kehren die geleitenden Brüder gen Bergen, d. h. bei Pfoering, dem östlich Ingolstadt befindlichen Donauübergang rheinwärts um. Bei Plebelingen-Plattling am Isarübergang trifft die königliche Braut mit ihrer Mutter Bruder Pilgrim, Bischof von Passau, zusammen, übernachtet aber nicht in der Bischofsburg, sondern reist aus Zeitmangel gleich nach Everdingen, jetzt Eferding an der Donau, um schließlich auf das „Feld bei Enje“, das heutige Gutsfeld zu gelangen. Dierelbst wird sie von Rüdigers Gattin Gotesind in Empfang genommen und nach Bechelaren (Pöchlarn an der Donau) geleitet. Dann geht es an Medelide (heute das berühmte Barockloster Prandauer's Melk) vorbei über Mantaren-Mautern nach Traismauern, wo eine Raft von vier Rächten eingeschaltet wird. Inzwischen rückt Egel mit Gefolge an; auf dem Tulner Feld erfolgt ein feierlicher Aufzug. In Wien wird die Hochzeit gehalten! In Heimburg verläßt man deutschen Boden. Nunmehr wird die Fahrtbeschreibung des Nibelungenliedes unübersichtlich. Die namhaft gemachte reiche Misenburg bringt Sommer mit dem heutigen Wieselburg in Bezug. Dann geht es zu Floß donauabwärts und nach der Egelburg, die aber Sommer im Gegensatz zu bisherigen Vermutungen weder nach Gran noch etwas weiter abwärts nach Alt-Ofen ansetzt. Schon bei der Schilderung der Fahrt der einladenden Sonnenboten weist Sommer darauf hin, daß Egel ohne Kriemhild seine Gesandten in Gran empfängt, bevor sie in die Egelburg zur Herrin kommen, daß also Burg und Stadt getrennt gedacht werden müssen. Die letzte Fahrt ist die der Burgunden zum Untergang.

In der Form eines umfangreichen Heereszugs geht sie von Worms, rechts des Rheins, von einem Lager aus — Burgunden und des toten Siegfried nibelungische Mannen — in zwölf Tagen zur Donau, über Vorich, Heppenheim, Miltenberg, dann die sehr alte dortige Weinstraße, Mudau, Wasserheide, zwischen Tauber und Jagst, dann Ostfrankenland, vielleicht Würzburg, zwischen Altmühl und Würnitz über den campus suale (Schweinefeld) bei Gungenhäusen (Schwalefeld, Schwanefeld). Die Ablehnung des näher gelegenen Taubertales als Marschweg scheint mir aber nicht ganz gegen alle Einwände gefeit.

Unwetter haben die Donau geschwellt; Sagen sucht eine Uebergangsstelle, die man anders als Kriemhild bei Groß-Mehring (Möringen zehn Kilometer oberhalb Pöhring) findet. Auch der Brunnen der weissagenden Wasserfrauen ist ziemlich sicher topographisch gegründet am Rehlbach, womit Sommer Unternehmungen Leo Webers aufnimmt. Nun geht der Zug durch Bayern und Oesterreich nach Bechelaren, woselbst aber nicht unmittelbar der Willkomm durch Rüdiger stattfindet, sondern höchstwahrscheinlich auf einer Burg in der Nähe, Harlanden, unweit des Flusses

Erlauf. Zur letzten Kaststätte weit unten an der Donau kommt nun Egel von seiner Burg geritten; die Stelle des Zusammenstreffens soll aber nach Sommer gegenüber Gran, auf dem linken Donauufer angenommen werden. Wo also war die eigentliche Egelburg gelegen?

Hier gibt Sommer originale Beobachtungen im ungarischen Gelände und kommt in betonten Widerspruch zu bisher gehörten Auffassungen, die die Egelburg unmittelbar mit dem Gran rechts der Donau in Verbindung brachten. Sommer unterscheidet an Hand des Textes sehr genau, daß Burg und Stadt Egel dort durchaus getrennt angenommen sind. Es traf sich nun geradezu als Fügung, daß Robert Sommer bei seinen bevölkerungsgeschichtlichen Studien die Notwendigkeit empfand, alte Karten der Donaugebiete zu sammeln und auf solchen Blättern deutschen Ursprungs von 1688 eine Bezeichnung Egelburg zwischen Gran und Schemnitz am Südhang des ungarischen Erzgebirges fand; ferner ähnlich auf älteren französischen Blättern zwischen Schemnitz und dem linken Donauzufluß Eipel, schließlich auf einem deutschen in Kupfer gestochenen Blatt um 1650. Immer findet sich die Bezeichnung Egelburg oder Egelberg bei dem Orte Palást. Beschäftigungen der Derflächigkeit haben nun in Sommer die Uebersetzung gewedt, daß die nibelungische Egelburg tatsächlich an der Stelle des jetzigen Ortes und Schlosses Palást gelegen haben müsse. Dasselbst befindet sich heute noch ein Schloß, Bestium übrigens der bekannten ungarischen Grafen Esterházy, dessen äußere Gestalt auch dem oberflächlichen Blick zeigt, daß sich Grundlagen weit größerer und älteren Umfangs darunter befinden. Hier, nordöstlich der alten Donaustadt Gran, ist nach Sommers Meinung noch heute in Resten die Egelburg des Nibelungenliedes erhalten, und er erhebt die einzig nötige Forderung zum einzig nötigen und möglichen Beweis: daß finanzielle Mittel gefunden werden, hier einfach mit dem Spaten der an solch große Wahrscheinlichkeit herangeführten Untersuchung die einwandfrei klärende Lösung zu verschaffen. Diese abschließenden Ausführungen Sommers liest man mit einer geradezu körperlichen Anspannung, um freilich leider fürs erste noch knapp vor der Enthüllung des lehrstündigenden Geheimnisses wartend entlassen zu werden.

Für uns leidlich nahe heffisch-badische Wandergebiete, die freilich reichlich abseits des üblichen liegen, gibt Sommer interessante Verweise auf nibelungische Derflächigkeiten, insbesondere auch im dritten Teil, dem eigentlichen Wanderbuch; etwa unter den Aufschriften „Heppenheim“, „Die Nibelungenwege durch den Odenwald“. Hier ist vor allem auf den Abschnitt „Ins Weichnistsal“ zu verweisen, legt doch Sommer mit subtilem Spürsinn dar (der ihn zudem den Text des Nibelungenlieds allerorten beherrschen und auf seinen Mitteilungsbestand kritisch überprüfen läßt in einem Maß der Ganzheitsübersicht, wie es jedem Germanisten Ehre machen wird), daß mit dem berühmten Jagdgebiet des Spechteshard nicht das nördlich des Mains gelegene, ja auch später noch literarisch verewigte geheimnisreiche Waldgebirge gemeint sein kann, sondern logisch im Sinn des Nibelungenbezirks nur ein Odenwaldgebiet in Frage kommt gleichen Namens, wo heute noch beim Ort Wahlen in Hessen solches belegt wird; eine Benennung, die geologisch begründet und durch die Fauna noch heute in ihrer Eigenart bezeugt ist, ein Rothandsteingebiet, mit Nadelholz Beständen, von Spechten bevölkert, im Gegensatz zu den westlichen Granitzügen des Gebirges. Geradezu Zug um Zug läßt sich nachweisen, daß die Stelle von Siegfrieds Ermordung „Der Siegfriedsbrunnen“ mit der Weichnistsquelle und ihrem Gelände noch heute erhalten ist. Der Gegenbeweis wird nicht eben leicht anzutreten sein, und für Historiker und Germanisten um so schwieriger sich gestalten, als Sommer neben die genaueste Ortskenntnis zur Beweisführung wiederholt Geologie und Forstkultur bemüht.

Uebrigens wird auch der Schöfferscher aus den Darlegungen über die Rodenteintopographie und das Weiterleben des Geschlechts in Sage und neuerer Dichtung einige nützliche Hinweise sich nicht entgehen lassen: „Nieder vom Weinweg“. Auch liegt hier in der Nähe Wolframs von Eschenbach Wildenburg. Allgemein gilt es jetzt als die sprachliche Grundlage des von Wolfram willkürlich gebildeten Munalbaeische (zu einem mont sauvage aus mons silvaticus, Gotther, Chrismann, Schreiber etc.). Mit großem Interesse wird man die Gänge auf den nordostbadischen Nennwegen unter so geschichtskundiger Führung mitmachen. Auch die Kunstgeschichte könnte manche Darlegung nachzuprüfen wohl Anlaß finden: etwa „Einhard und die Karolinger“.

Man muß die Wanderungen, die Robert Sommer fast ein Menschenalter lang durchgeführt hat, und deren schriftlicher Niederschlag erst an ihrem Abschluß vorgelegt worden ist, deren Erträge also nicht auf Einfällen, sondern auf jahrzehntelanger Ueberprüfung beruhen, selbst wenn auch nur theoretisch nachzuerleben, um sich ihres stammenswerten Gewinns zu erfreuen. Geseht, das und jenes müßte künftiger Forschung zurecht zu rücken notwendig erscheinen, der stoffliche Gewinn bleibt auch dann noch groß, die Anregung in ihrem Umfang nicht leicht abzumessen. Und vor allem: wieder einmal bewahrheitet sich Goethes so einfacher als großer Satz, daß das Edelste an der Beschäftigung mit der Geschichte die Begeisterung ist, die sie zu wecken vermag. Eine heilig nüchterne Ergriessenheit von den Schönheiten eines großen deutschen Dichtwerks und den mannigfachen Reizen der rheinöstlichen und donauländischen Landschaft ist es, die in vielfachem Sinne gewinnend aus diesem Buch spricht; einem Buch, das gleicherweise Kunst, Geschichte und Natur anschauen lehrt.

Georg Supp / Der Pfälzer Robinson

In aller Welt und in allen Volkstreifen gedenkt man dieses Jahr des 200. Todestages Daniel Defoes. Er war der Verfasser jenes Buches, das wie kaum ein anderes ein Volks- und Jugendbuch wurde. Die Gestalten seines „Robinson Crusoe“ begeistern heute wie ehedem junge und alte Leser. Die Anregung zu seinem unsterblichen Werk erhielt Defoe bekanntlich durch die Erlebnisse des schottischen Matrosen Alexander Selkirk. „Robinson Crusoe“ blieb nicht der einzige seines Namens. Zahlreiche Nachahmungen und Bearbeitungen erschienen im 18. und 19. Jahrhundert. Aus Badener dürfte vor allem der „Pfälzer Robinson“ interessieren, und es ist vielleicht nicht ganz unangebracht, im „Robinsonjahr“ neben dem großen allbekannten Defoeschen Robinson auch seines Namensvetters aus der Pfalz zu gedenken.

Der Held des „Pfälzer Robinson“ ist ein Badener. Sein Name ist Michael Heberer, und seine Heimatstadt war Bretten, das damals zur Kurpfalz gehörte. Heberer schilderte seine Erlebnisse in Heimat und Fremde in einem Buche, das im Jahre 1610 bereits bei Gotthard Bögelin in Heidelberg im Druck erschien. Es führt den umfangreichen Titel „Aegyptiaca servitus“, d. i. wahrhafte Beschreibung einer dreijährigen Dienstbarkeit, so zu Alexandria in Ägypten ihren Anfang und zu Konstantinopel ihre Endschickung genommen, Gott zu Ehren und dem Nächsten zur Nachrichtung, in drei verschiedene Bücher eingeteilt, und mit etlichen Kupferstücken in Druck verfertigt durch Michael Heberer von Bretten usw.

Johann Michael Heberer war — nach seinen eigenen Angaben — ein Nachkomme Philipp Melancthons. Seine Ausbildung erhielt er auf der Brettenen Stadtschule, im Gymnasium zu Heidelberg und auf den Universitäten Heidelberg und Wittenberg. Wanderlust und Bildungstreben trieb ihn in die Fremde. 1582 trat er als Begleiter eines burgundischen Edelmannes die Reise an. Koblenz, Altrip, Speier, Graben, Mühlburg, Naftatt, Baden und Straßburg besuchte der Reisende, ehe er gen Frankreich zog. Drei Jahre hielt er es als Gesellschafter bei einem französischen Edlen aus, dann zog er es vor, den Staub Frankreichs von seinen Füßen zu schütteln, um nicht etwa den damaligen Hugenottenverfolgungen zum Opfer zu fallen. Im Jahre 1592 studen wir den abenteuerlustigen Brettenen in Diensten des Malteserritters und Obersten de Chammeison de la Romagne et Bellecroy. Auf einem Vortzug gegen die Mauren wird Heberer, der beim Angriff mit einigen Kampfgenossen auf eine feind-

liche Galeere überggesprungen war, von den Seinen im Stich gelassen. Damit beginnt die eigentliche Irrfahrt, die „Robinsonade“. An die ägyptische Küste verschlagen, vermögen die Schiffbrüchigen nur das nackte Leben zu retten. Sie geraten in Gefangenschaft und Sklaverei des Statthalters von Alexandria, der sie später dem „Bassa von Kairo“ abtritt. Drei Jahre, von 1585 bis 1588, muß nun Heberer als Galeerensklave ein schweres Los ertragen. Auf weiten Fahrten lernt er das ganze Mittelmeer, seine Küsten und Inseln kennen. Mit Gottvertrauen erträgt er das schwere, entbehrungsreiche Dasein eines Menschen, der tagaus, tagein in Ketten an die Ankerbank geschmiedet ist. Mit Hilfe des englischen Gesandten in Konstantinopel gelingt es Heberer endlich, die Freiheit zu erlangen. Ueber Malta und Italien kehrt der Vielgeprüfte 1589 in die Heimat zurück. Sein Landesherr, Pfalzgraf Friedrich, nimmt ihn als Kanzlei-Registrator in kurpfälzischen Dienst.

Soweit der Inhalt von Heberers „Aegyptiaca servitus“, die, wie schon gesagt, um 1610 gedruckt wurde. „Nüchtern und verständig hat Heberer die Dinge und das Leben angeschaut, hieder und gutherzig die Menschen beurteilt und behandelt, treuherzig und wahrhaftig hat er seine Abenteuer geschildert, ohne Uebertreibung und ohne Phrasen, schlicht und anschaulich, so daß man ihm gerne folgt, wie auf seinen Fahrten so in seinem Buche.“

Seinen neuen Titel „Pfälzer Robinson“ erhielt das Buch erst viel später. Um 1750 gab ein Landsmann Heberers, der kaiserliche Notar F.D.B. das Buch neu heraus. Er hat es unter dem Eindruck der damals herrschenden Robinsonbegeisterung — „den Pfälzischen Robinson“ genannt. Seine Ausgabe ist langweilig, mit gelehrten Anmerkungen versehen, die Sprache gezeichnet und fremdwörterreich.

Im Jahre 1906 hat mein verehrter Lehrer, Professor D. Albrecht Thoma, eine neuzeitliche Bearbeitung im Verlag Schauenburg erscheinen lassen. Kleinen und großen Robinsonfreunden, die auch unseren „Pfälzischen Robinson“ kennen lernen wollen, sei diese Ausgabe empfohlen. Das Buch ist — wie Thoma in seinem Vorwort selbst sagt — so anziehend für alt und jung, so fesselnd und anschaulich in der Schilderung, daß man es als ein Unrecht fühlt, wenn dies farbige Gemälde frischen Lebens in der Kumpfkammer der Archive verstauben und vermodern soll.

Wilhelm Zentner / Des Richters rissige Hände.

Eine alte Geschichte, neu erzählt.

In einer Stadt unfern des Mains übte ein Mann das Richteramt, von dem die Rede ging, er fahre bei der Erledigung der schwebenden Rechtshändel nicht gerade mit der Extrapoist, es sei denn, es lasse sich einer einfallen, zur Beschleunigung der Sache einen tüchtigen Tropfen Del in die Raben der Gerechtigkeit zu gießen. Nun lebte in demselben Ort eine arme Witwe, die einen Erbschaftsprozess führte, bei dem ihr wohl das gute Recht, minder aber der Rechtspfleger zur Seite stand. Nach gewohntem Brauch ließ man die Angelegenheit von Monat zu Monat und schließlich von Jahr zu Jahr liegen, so daß wenig Aussicht bestand, sie werde je wieder aus dem darüber gehäuften Staube aus Tageslicht kommen. Als die gute Frau, die nicht mehr ein noch aus wußte, wieder einmal ihr Unglück bejammerte, meinte einer ihrer Nachbarn mit einem vielsagenden Lächeln: „Ja, liebe Gevatterin, es ist euer Pech, daß Ihr so arm seid; glaubt mir, wenn Ihr unserem Herrn Richter nur ein wenig die Hände schmieren könntet, der Prozeß wäre halb gewonnen!“

„Ei wohl“, dachte das arme Weiblein, indem es des Nachbarns Worte, die ihm gar verwunderlich erschienen, des langen und breiten nach der Art einfältiger Leute bei sich erwog, „eine arme Haut mag man mich wohl nennen; allein zu einem Töpflein Schmalz, dem Richter die Hände zu fetten, sollte es doch noch langen!“

Machte sich also auf den Weg, lief zum Schweinemezger, erstand dort ein Pfund vom besten Schmalz, so jener feil hatte, und begab sich damit unverzüglich zum Richterhaus.

„Was wollt Ihr, Frau?“ schraubte sie dort in barschem Tone der Gestrenge an. Dann kam er auf seine überaus beschränkte Zeit zu sprechen und den Haufen Arbeit, der ihm fast das Genick abbrückte. „Seht nur her“, so schloß er seinen Sermon, „von dem ewigen Altenwälden und Altenwenden, habe ich längst rissige

Hände bekommen!“ — „Ei wohl“, entgegnete da das Weiblein, indes es wie ein Strahl der Erleuchtung über ihr Gesicht zuckte, „so hat der Nachbar Klaus doch recht gehabt!“ — „Wieso der Nachbar Klaus?“ brummte der Richter, „was soll denn der bei der ganzen Geschichte!“ — „Ei wohl“, war die Antwort, „der hat mir nämlich gesagt, was ich zuerst nicht glauben konnte.“ — „Bomben und Granaten, was hat er denn gesagt!“ — „Er behauptete nämlich, daß, solle eine Sache zum Austrag gelangen, man Euer Gnaden zuerst die Hände schmieren müsse. Anfangs kam mir solches gar kurios vor. Aber jetzt, wo Ihr selber sagt, daß Euch das viele Altenwenden und Altenwälden rissige Hände gemacht hat... Geht nur schleunigst her, ich habe einen Tiegel puren Schweinefett's gleich mitgebracht!“ Und zog mit diesen Worten das Töpflein unter dem Mantel hervor.

Schon wollte der Schreiber Quintus, der seinen Herren und dessen aufbrauende Gemütsart zur Genüge kannte, sich dazwischen werfen, damit sich der Richter, den er rot bis unter die Haarschurzen werden sah, nicht an der alten einfältigen Frau vergriffe, da bemerkte er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß das verdächtige Rot offenbar nicht die Farbe des Bornes, sondern einer anderen Wallung war, und blieb daher gelassen auf seinem Stuhle sitzen, als der andere etwas stockend hervorstammelte, da müsse man die Supplikantin falsch berichtet haben. Sie solle, so gut es gemeint sei, ihr teuer erworbenes Fett nur sparen, denn gegen die rissigen Hände werde sich wohl noch ein anderes Mittel finden. Und kaum war die Witwe unter tausend Entschuldigungen zur Amtsstube hinaus, gab auch der Richter Auftrag, besagter Erbschaftssache vor allen anderen Prozessen den Vortritt zu geben und die alte Frau zu ihrem sauer erharteten Rechte kommen zu lassen.

Anna Seibert / Parzival

Grüne Schleier fallen
von den Nesten dicht;
und die Waldeshallen
füllt ein goldnes Licht,

Durch die tiefe Stille
reitet Parzival. — — —
Geistgetriebener Wille
sucht den heiligen Gral!